

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

SCHERZ

ANNA
SCHNEIDER

Blut für Blut

ROMAN

SCHERZ

1. Auflage September 2026

Erschienen bei SCHERZ

© 2026 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main
Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Redaktion: Carlos Westerkamp

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-651-00147-3

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@fischerverlage.de

Prolog

Ich hatte früh gelernt, was es hieß, anders zu sein. Ich unterschied mich nicht vom Aussehen, von der Statur, vom Wesen. Da war ich genau wie viele andere. Manche meinten, ich sei apart, was auch immer das heißen mochte. Lange wusste ich also nicht einmal, was an mir anders war.

Bis zu der Nacht, die alles veränderte.

In der alles zusammenbrach.

Seit dieser Nacht taumele ich durchs Leben, immer am Rande eines Abgrunds, in der Angst hinabzustürzen, in die Dunkelheit gezogen zu werden.

Diese Nacht zerteilte mein Leben erbarmungslos in ein Davor und ein Danach. In eine gute Zeit und eine schlechte, in eine viel zu kurze und in eine, die nie zu enden schien.

Jeder im Ort kannte meine Familie. Meine Eltern lebten hier, in meiner Heimatstadt, seitdem sie geheiratet hatten. Mein Bruder und ich waren im Krankenhaus im Nachbarort zur Welt gekommen.

Wir waren nicht sonderlich beliebt, obwohl sich jeder kurz mit meinem Vater unterhielt, wenn er unseren Kiosk besuchte. Wir waren die, bei denen man eben mal rasch Kaugummis, die Zeitung oder eine Packung Zigaretten kauft, blieben aber unbedeutend. Vielleicht weil wir in einem schäbigen Haus wohnten, das schon lange einen frischen Anstrich brauchte. Vielleicht weil mein Vater freundlich war, aber grundsätzlich ausweichend antwortete, wenn man ihn nach seiner Meinung fragte.

Vielleicht weil meine Mutter nie draußen bei den Nachbarn ein Schwätzchen hielt, sondern sich lieber in ihren vier Wänden verschanzte oder den Garten pflegte. Oder vielleicht auch, weil mein Bruder manchmal ausrastete, wenn jemand etwas gegen unsere Familie sagte.

Dennoch würde ich rückblickend behaupten, dass wir glücklich waren. Oder anders ausgedrückt: Wir waren zufrieden. Es ging uns gut, auch wenn einiges besser hätte sein können.

Wir besaßen ein eigenes Haus, mein Vater betrieb den Kiosk. Wir mussten zwar das Geld zusammenhalten, doch wir waren auch nicht arm. Es gab nicht so viele Urlaube wie bei anderen, aber wir machten es uns eben so schön, wie es unter diesen Umständen ging.

Meine Eltern, mein Bruder und ich, wir lebten ganz am Ende des Ortes, in der einzigen Straße, die nicht geteert war. Direkt dahinter begann der Wald, in dem wir Geschwister unsere halbe Kindheit verbrachten, der perfekte Ort für Abenteuer und Spiele. Dort stromerten wir herum, oft bis spät in die Abendstunden hinein, kehrten erst wieder zurück, kurz bevor die Dunkelheit hereinbrach und meine Mutter das Abendbrot richtete.

Mein Zuhause stand so nahe am Waldrand, dass die Zweige der Tannen bei Wind am Fensterglas kratzten. Als Kind dachte ich, es wäre das Böse, das mit seinen spitzen Krallen daran schabt und auf eine Gelegenheit wartet, hereinzukommen und mich fortzuschleppen, unbemerkt, geschützt von der Dunkelheit. Vor lauter Angst kauerte ich dann mit klopfendem Herzen unter meiner Decke, wagte kaum mich zu rühren, hoffte bloß, es würde verschwinden, wenn ich mich ruhig verhielt.

Doch das Böse kam nicht durch verschlossene Fenster. Wir ließen es selbst herein. Bis wir unseren Fehler erkannten, war es zu spät.

Es gab kein Entrinnen.

Wir konnten nicht mehr davor fliehen.

Es begann so harmlos, dass niemand von uns darauf gefasst war, was später passieren würde.

Da half weder ein Versteck unter der Decke noch die Dunkelheit. Im Gegenteil.

Wir mussten uns wehren – und so wurden wir über Nacht zu anderen.

Von da an wusste jeder ganz genau, warum man uns besser meiden sollte. Sie hatten es immer schon geahnt, würden sie sagen. Dass wir anders waren.

Denn von nun an waren wir nur noch eins: *die Familie des Mörders*.

TEIL I

Verlust meint im sozialen Sinne einen Akt oder Prozess, durch den die Bindung an eine Person verlorengeht. Egal ob das Ende der Beziehung abrupt oder schleichend eintritt, ob durch Tod, Unfall oder den eigenen Willen eines der Beziehungspartner: Die Beendigung einer engen Bindung löst vielfältige, teils widersprüchliche Gefühle aus: Sehnsucht, Schmerz, Einsamkeit, Hoffnungslosigkeit, Angst. Auch der Körper reagiert mit Schweiß, Kälte, Zittern, Ohnmacht.

Fällt es dem Betroffenen schwer, das Geschehene zu akzeptieren, schützt sich der Geist und lässt die Realität nur ganz langsam in das Bewusstsein sickern.

Manche Menschen ziehen sich emotional zurück, schotten sich ab, ertragen die Anwesenheit anderer nicht. Einige reden in einem fort über den, der plötzlich fehlt, suchen Erinnerungen, als könnten sie damit den anderen halten.

Im schlimmsten Fall weigert sich der Verstand auch komplett, die Endgültigkeit der Trennung zu akzeptieren. Dann lebt der Trauernde einfach in der Vergangenheit weiter, hält an dem fest, was gewesen ist, nährt sich von der Hoffnung, alles werde wieder gut, wenn er nur geduldig bleibt. Egal, wie unwahrscheinlich das ist.

Der Zurückgelassene kann aber auch aggressiv reagieren. Solche Menschen versuchen vielleicht sogar, das Schicksal noch einmal zu wenden. Mit allen Mitteln, die ihnen zur Verfügung stehen. Notfalls mit Gewalt.

1

Mitte Mai, abends

Sophie lehnte sich vor und wischte mit dem Ärmel ihres Sweaters über die beschlagene Frontscheibe, um besser sehen zu können. Aber es war wie verhext: Kaum hatte sie den feuchten Film entfernt, bildete er sich neu. Die Luft war dunstig, mit jedem Kilometer wurde die Sicht schlechter. Auch die Scheibenwischer richteten kaum etwas aus. Sie kroch mit ihrem alten Polo über die Landstraße, das Scheinwerferlicht schien kurz vor der Motorhaube einfach im Nichts zu verschwinden.

Das Ende der Welt, dachte sie und betete nur, dass ihr der weiße Randstreifen erhalten blieb, der ihr einziger Hinweis darauf war, wie die Straße vor ihr verlief.

Seit gut dreißig Minuten fuhr sie jetzt schon durch diesen Nebel, der alles um sie herum verschluckte. Ohne das Navi auf ihrem Handy wäre sie völlig verloren. Gut, dass sie zuvor vollgetankt hatte, denn hier im Nirgendwo liegen zu bleiben wäre der blanke Horror.

Diese Nacht konnte kaum schrecklicher sein.

Zur Sicherheit stellte sie die Musik ab, die sie eigentlich ablenken sollte, um sich nun voll auf die Fahrbahn konzentrieren zu können. Die graue Suppe wurde immer schlimmer. Irgendwann würde eine Abzweigung kommen, die sie nicht verpassen durfte. Es war kein offizieller Weg, aber sie wusste, dass es ihn gab. Sie konnte nicht mehr weit davon entfernt sein. Ihr graute davor, bei diesen Sichtverhältnissen dort entlangzufahren. Mitten durch den Wald ...

Doch sie hatte keine Wahl, war viel zu erschöpft und wollte nur noch an ihr Ziel gelangen.

Nannte man es nicht ohnehin eine Nacht-und-Nebel-Aktion, wenn man etwas heimlich und ungeplant durchführte? Zutreffender hätte man diese Fahrt kaum beschreiben können.

Zum Glück hatte sich ihr Puls schon einigermaßen beruhigt, bevor die dichten Nebelschwaden aufzogen. In der ersten Stunde hatte sie mehrere Umwege gemacht, um ganz sicher zu sein, dass ihr gewiss niemand folgte, war über die Autobahn gerast und hatte alles rausgeholt, was der Motor ihres Kleinwagens hergab.

Irgendwann war sie langsamer geworden, hatte aber dennoch immer wieder unruhig in den Rückspiegel geschaut. Bei jedem sich nähernden Scheinwerfer hatte sie die Schultern eingezogen, erwartete von einer Lichthupe geblendet, von einem Wagen gerammt oder mit einem waghalsigen Manöver von der Fahrbahn gedrängt zu werden.

Doch alle hatten sie bloß überholt, weil sie es eilig hatten und weit schneller unterwegs waren als mit der zulässigen Geschwindigkeit. Wer rechnete um diese Zeit schon mit einer Kontrolle?

Nachdem sie auf die Landstraße abgefahren war, löste sich die Beklommenheit mit jedem Kilometer, den sie zwischen sich und die Wohnung brachte. Allmählich begann Sophie, sich zu entspannen. Sie war ganz allein hier draußen. Kein Grund mehr zur Sorge, sagte sie sich. Die Nachtschwärmer waren längst im Bett, und niemand schien so früh zur Arbeit zu müssen.

Die Wolfsstunde. Der Gedanke ließ sie frösteln.

Sophie streckte die Hand aus, tastete nach dem rauen Stoff der Reisetasche, die sie am Nachmittag kurz entschlossen gepackt hatte und die außer ihrer Kamera und dem Laptop das Einzige war, was sie mitnehmen konnte. Sie hatte die Sachen im

Garderobenschrank versteckt, war mit Shirt, Jogginghose und Socken ins Bett gegangen, hatte sich schlafend gestellt, als er angetrunken nach Hause kam, und nur gebetet, dass er nicht an sie heranrückte. Aber wenn sie ihre Periode hatte, ließ er sie meist in Ruhe. Er fand das eklig. Deshalb hatte sie die Tampon-schachtel unübersehbar im Bad stehen lassen. Und es hatte geklappt. Er war, ohne sie zu berühren, ins Bett gefallen und sofort eingeschlafen.

Sie stellte noch einmal die Scheibenwischer an und prüfte, ob sie vielleicht mit dem Fernlicht mehr erkennen konnte. Doch es blendete sie eher.

Dichtes, undurchdringliches Grau umgab sie, und es fühlte sich an wie ein Käfig aus Luft, in dem man nicht erkennen konnte, was in der direkten Umgebung lauerte.

Ihr war unbehaglich zumute. Unruhig sah Sophie auf ihr Handy. Laut Google Maps musste sie bald abbiegen. Doch immer wieder war der Empfang weg. Dennoch wagte sie ein wenig schneller zu fahren, denn mittlerweile fror sie erbärmlich. Es war nicht nur die Kälte, auch der Schlafmangel der letzten zwei Nächte, in denen sie kein Auge zugetan hatte, zeigte Wirkung.

Vorgestern war ihr Entschluss endgültig gefallen, und vor nervöser Aufregung hatte sie danach keinen Schlaf mehr gefunden. Es war nicht das erste Mal, dass sie gehen wollte. Doch immer wieder hatte sie der Mut verlassen, obwohl sie längst wusste, dass es der einzige Ausweg war. Wenn sie es jetzt nicht tat, fände sie womöglich nie mehr aus dieser Beziehung heraus, die nicht bloß kurz in eine schwierige Phase geraten war, wie sie zunächst angenommen hatte. Sie steckte in einer Sackgasse.

Diese Nacht war vielleicht ihre letzte Chance.

Und sie hatte es durchgezogen.

Sie starrte wieder auf die Karte, auf der sich die schmale Straße durch flächiges Grün zog. Verblüffend, dass es nahe der

Stadtgrenze schon derart ländlich war. Der Speckgürtel, hieß es immer. Dabei war diese Vorstadt, die eingekeilt zwischen der Autobahn und den Bahngleisen lag, keineswegs vermögend. Erst ein paar Kilometer weiter wurde es teuer und vornehmer, da, wo es landschaftlich schöner war. Hier lebten all diejenigen, die den Reichen und Schönen ihren Luxus erst ermöglichten: die Reinigungs- und Servicekräfte, Friseure und Einzelhändler.

Sophie musste gähnen, war einen Moment unaufmerksam, als plötzlich ein Licht durch den Nebel drang und sie blendete. Sie erschrak, riss im Affekt das Lenkrad herum, betete, der Entgegenkommende möge sie nicht touchieren. Aber so schnell, wie der Wagen aufgetaucht war, verschwand er auch wieder, so als hätte es ihn nie gegeben.

»Scheiße«, murmelte sie.

Das war verdammt knapp gewesen. Ihr Herzschlag hallte laut in ihren Ohren wider. Sie versuchte sich zu beruhigen, atmete bewusst tief ein und aus.

»Konzentrier dich«, ermahnte sie sich laut. Bei einem Unfall würde er alarmiert werden. Sie hatte vergessen, ihn als Notfallkontakt zu löschen. Dann wäre sie geliefert.

Nur zögerlich wagte Sophie einen kurzen Blick auf ihr Handy.

Natürlich hatte sie durch diesen Zwischenfall die Abzweigung verpasst. Verdammt!

»Idiot!«, schimpfte sie und meinte damit mehr sich selbst als den entgegenkommenden Fahrer. Sie stoppte am Straßenrand und betätigte den Warnblinker. Es half nichts. Ihr blieben nur zwei Möglichkeiten: wenden oder rückwärtsfahren.

Auf der Straße umzudrehen war ihr zu riskant. Die Vorstellung, jemand würde ihr während des Manövers ungebremst in die Seite rasen, schreckte sie zu sehr.

Also markierte sie den Feldweg in der Karte, stellte das Handy auf laut und legte den Rückwärtsgang ein. Im Schrittempo

fuhr sie los, stützte den rechten Arm auf den Beifahrersitz und drehte den Kopf, so weit es nur ging. Ihr Nacken schmerzte noch von dem Stoß, durch den sie zwei Tage zuvor hart gegen einen Schrank geprallt war.

Behutsam lenkte sie den Wagen, während sie nun zurückrollte, darauf bedacht, nicht in der seitlichen Begrenzung zu enden. Sie betete, dass bloß niemand von hinten heranraste.

»Jetzt rechts abbiegen«, kam die Durchsage.

Nun traute sie sich wieder zu atmen, stellte den Warnblinker ab und fuhr noch ein Stück weiter zurück, bevor sie rechts einlenkte. Sie hatte es fast geschafft. Noch wenige Minuten durch den Wald, dann die Lichtung, und sie wäre endlich am Ziel.

Sophie bog in den Feldweg ein, der nur von Forstfahrzeugen benutzt wurde. Wenigstens kam ihr jetzt keiner mehr entgegen.

Ein letztes Mal betätigte sie den Scheibenwischer, als sich direkt vor ihr eine gedrungene Gestalt aus dem Nebel löste und auf den Weg lief. Sie bremste so abrupt, dass die Taschen vom Beifahrersitz in den Fußraum krachten, der Sicherheitsgurt schnitt ihr hart in die Brust.

Sie keuchte.

Beinahe wäre sie mit einem riesigen Wildschwein kollidiert. Der Keiler verharrte kurz, sie erkannte die gebogenen Eckzähne am Maul, dann verschwand er wieder. Sie hupte laut, denn sie hatte mal gelesen, dass die Tiere nachts oft in Rudeln auftraten, und wollte so weitere Artgenossen aufscheuchen. Doch auch danach wagte sie es nicht weiterzufahren, ließ stattdessen die Scheibe ein Stück herunter, lauschte in die Stille, in der sie jedoch nichts außer dem Motorengeräusch ihres Wagens wahrnahm.

Seit ihrer Kindheit mied sie es, in der Dunkelheit allein in den Wald zu gehen. Panik befiel sie schon bei dem bloßen Gedanken daran. Sie starrte in das nebelverhangene Dickicht, das

sie umschloss, und in dem sie nun immer wieder Silhouetten zu erkennen glaubte.

Rasch schloss sie das Fenster.

Manchmal musste man sich entscheiden, welches Übel das Größere war. Und an dem Punkt war sie angelangt.

Sie rollte weiter, behielt die Umgebung im Blick, so gut es bei dem Wetter ging.

Unsanft wurde sie durchgeschüttelt, als sie durch die Schlaglöcher fuhr, die der Regen in den Feldweg gegraben hatte. Plötzlich lichtete sich der Nebel ein wenig, und sie hatte bessere Sicht.

Sie musste das Waldstück hinter sich gelassen haben. Endlich! Dann war ihr Ziel nicht mehr weit.

Bald erfassten die Scheinwerfer das, worauf sie zugesteuert war: einen dunkelgrünen, von Graffiti überzogenen Bauwagen.

Mit klopfendem Herzen stellte sie den Motor ab, raffte ihre Sachen zusammen und stieg aus. Sie blieb noch einen Moment stehen, wartete, ob sie irgendein ungewöhnliches Geräusch hörte. Aber da war nichts außer dem Rauschen des Windes. Niemand war ihr gefolgt. Alles ringsum blieb still.

Sie schulterte ihre Tasche, ging die drei Stufen hoch und legte die Hand an die Klinke.

Sie hoffte nur, dass sie dort keine böse Überraschung erwartete.

2

Alle dachten, ich würde darüber hinwegkommen. Die Zeit heilt alle Wunden, sagten sie, tätschelten meinen Arm, nickten mir zu, so als würde mir das Stärke verleihen.

Doch sie waren allesamt Heuchler.

Was wussten sie schon darüber, wie tief diese Beziehung gewesen war? Sie hatten keine Ahnung, wie es sich anfühlte, nach all der Zeit ganz allein zu sein. Einsam. Was es bedeutete, wenn der wichtigste Mensch im Leben einfach weg ist. Wie leer ich mich seither fühlte. Und egal, wie viel Zeit verging – mir wurde klar, diese Lücke würde sich nicht so einfach wieder schließen.

Dennoch ließ ich mir nichts anmerken, ging aufrecht durch den Alltag, erledigte meine Aufgaben zuverlässig, wirkte so, als hätte ich das Geschehene überwunden. Meine innere Stärke hatte sie immer schon beeindruckt, und so war es auch jetzt.

Dabei hatte ich gar keine andere Wahl. Ich war ja gezwungen weiterzumachen.

Aber da blieb dieser Stachel. Die Frage, warum es so gekommen war. Wer die Schuld daran trug.

Niemand hatte es kommen sehen. Niemand – außer mir. Es hatte sich schon lange abgezeichnet. Ihre Absicht war klar gewesen. Und dennoch hatte ich es verdrängt, den Verdacht weggeschoben. Ich war sicher, es sei nur eine Phase, dass sie nie den Mut aufbringen würde, ihre Gedanken in die Tat umzusetzen. Denn hatten wir das nicht alle schon einmal gehabt? Das Gefühl, dass es einfacher wäre, etwas zu beenden, als es fortzusetzen? Es gibt solche Tage. Das geht vorbei.

Jedenfalls hatte ich das damals angenommen.

Bis es zu spät war. Unabwendbar.

Und vielleicht hätte ich es noch verhindern können. Wenn ich anders reagiert hätte.

Deshalb würde ich es auch nicht so einfach vergessen. Ich ließ es mir nicht anmerken. Natürlich nicht. Aber egal, wie viel Zeit auch ins Land ging, es nagte weiter an mir. Denn wir wären sicher noch heute unzertrennlich, wenn ich nur früher hingesehen hätte, wenn ich wirklich alles versucht hätte, ihre Stimmung aufzufangen.

Dieser Gedanke machte mich wütend.

Aber nicht hilflos.

Ich konnte das Geschehene vielleicht nicht mehr zurückdrehen, doch eine Rechnung war noch offen.

Für die musste jemand bezahlen.

Nur eine Person kam dafür in Frage.

Und ich würde sie finden.

3

Sechs Wochen später, Juli

Sophie öffnete die Tür des Kühlschranks und musterte die leeren Fächer. Obwohl sie genau wusste, dass sie außer dem kläglichen Rest Milch und einem angebrochenen Glas Sahnemeerrettich nichts darin finden würde, konnte sie diese morgendliche Gewohnheit einfach nicht ablegen. Seufzend schloss sie die Tür wieder, füllte Wasser in die espressokanne, gab Pulver in den Trichtereinsatz, drehte das Oberteil darauf und stellte das Mitbringsel aus dem ersten Italienurlaub auf die zweiflammige Camping-Herdplatte.

Gedankenverloren starrte sie auf das silberne Metall, während sie darauf wartete, dass der Kaffee fertig war.

Sie seufzte.

Etwas in ihrem Leben musste sich ändern. Und zwar schnell. Denn sonst könnte sie sich bald nicht einmal mehr Kaffee machen. Die Dose war schon halb leer. Sie brauchte Geld.

Kurz überlegte sie, ihre Mails abzurufen. Vielleicht war ja doch über Nacht ein Auftrag eingegangen. Wirklich daran glauben konnte sie aber nicht. Vermutlich war es besser, mit dem Nachsehen zu warten, bis sie etwas im Magen hatte.

Das alles hatte sie sich ganz anders vorgestellt.

Am Anfang war sie stolz darauf gewesen, es aus eigener Kraft geschafft zu haben, Philip zu verlassen. Ein neues Kapitel lag vor ihr. Sie konnte endlich ihren eigenen Weg gehen und genoss die Freiheit. Es war ein Neubeginn. Eine Chance. Und dieses Mal würde sie alles richtig machen.

Wie oft hatte sie über diesen Schritt nachgedacht. Aber die Angst, allein nicht zurechtzukommen, hatte sie jedes Mal ausgebremst. Sie wieder in seine Arme getrieben, die sie schon lange nicht mehr hielten, ihr nicht mehr guttaten.

Sich mitten in der Nacht ohne ein Wort davonzustehlen, war für sie die einzige Möglichkeit gewesen, einen Schlusstrich zu ziehen. Sie wusste, es war nicht fair. Aber Philip hatte es sich angewöhnt, sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu demütigen und alles, was sie tat, herabzuwürdigen. Um sie gefügig zu machen. Klein. Ein Wort von ihm oder ein Blick hatten gereicht, um jedes ihrer Vorhaben im Keim zu ersticken.

Sophie hatte schon in ihrer Kindheit erfahren, wie es sich anfühlte, nicht richtig zu sein, nicht in das Schema zu passen. Das hatte sie misstrauisch werden lassen. Und verunsichert. Sie hatte es in all den Jahren ihres Erwachsenseins nie ablegen können. Er hatte das gleich erkannt, als sie sich zufällig kennenlernten, hatte gespürt, wie sehr es ihr an Selbstbewusstsein mangelte. Deshalb wollte er sich ihrer annehmen. Um sie aus ihrem *Dornröschenschlaf zu erwecken*, wie er es gerne beschrieb. Er war ihr Prinz, ihre Rettung. So sah er sich.

Auch wenn es sich für sie meist vollkommen anders anfühlte.

Philip hatte in all den Jahren nie wirklich versucht, sie aus dem Loch zu ziehen, in dem sie sich die meiste Zeit befand. Im Gegenteil: Er ließ sie immer häufiger spüren, wie wenig er von ihr hielt. Und herrschte über sie.

Ein Teufelskreis.

Und so floh sie bei jeder Gelegenheit vor der Realität in eine Welt tief in ihrem Inneren, wo sie keiner erreichen konnte. Schon in der Schule hatte man sie als Tagträumerin bezeichnet. Sie konnte sich völlig von der Außenwelt abkoppeln, die Stille im Kopf umhüllte sie dann wie eine Glocke, schirmte sie von

allem ab, was um sie herum geschah. Es war ihr Schutzraum, ihre Zuflucht.

Doch Sophie wusste, dass diese Mauer längst brüchig war und einer heftigen Erschütterung bald nicht mehr standhalten würde. Dennoch verharrte sie dort, hoffend, sie würde noch ein letztes Mal mit heiler Haut davonkommen. Völlig losgelöst von allem. Sie war dann weit weg, konnte sich selbst zusehen, war nicht mehr Teil des Geschehens.

Philip konnte diesen Zustand nicht ertragen. Er provozierte ihn. Sobald sie stiller wurde, reagierte er erst abweisend und später, wenn sie dennoch nicht ansprechbar war, aggressiv.

Weil sie sich damit seiner Kontrolle entzog.

Und die wollte er um jeden Preis behalten.

Eines Abends war seine Wut so groß, dass er sie packte, brutal schüttelte und damit drohte, sie so lange einzusperren, bis sie mit diesem Unsinn aufhörte. Es war das erste Mal, dass sie Angst vor ihm hatte. Er meinte es ernst. Und sie spürte, dass akute Gefahr von ihm ausging, wenn sie nicht tat, was er wollte. Oder sich ihm gar widersetzte. Und sie ahnte ab diesem Moment, wo sie nichts getan oder gesagt hatte, dass er irgendwann keinen Grund mehr brauchte, um sie gefügig zu machen. Er hatte die Grenze einmal überschritten und würde es von jetzt an immer wieder tun. Das sagte ihr Instinkt. Es war der Auslöser für ihre Flucht gewesen.

In den ersten Tagen hatte er wieder und wieder versucht, sie zu erreichen. Erst im Minuten-, dann im Stundentakt. Aber sie nahm seine Anrufe nicht an, ließ jede Mail unbeantwortet, zeigte keine Reaktion. Er drohte. Er bettelte. Irgendwann wurden die Intervalle zwischen den Nachrichten länger, bis er nach knapp vier Wochen endlich aufgab.

So sehr sie ihre neue Unabhängigkeit zu schätzen wusste, so musste sie sich mittlerweile doch eingestehen, dass sie die

Sache nicht zu Ende gedacht hatte. Auch etwas, das Philip ihr ständig vorwarf: dass sie die Konsequenzen ihrer Handlungen nicht im Blick hatte. Sie war diejenige, die stets negativ von etwas überrascht wurde, wie ein von Scheinwerfern geblendetes Tier, das reglos verharrte oder blindlings in die falsche Richtung flüchtete, bis der harte Aufprall es unerwartet traf.

Wieder und wieder passierte ihr das.

Nur in immer neuen Facetten.

Sophie öffnete den Oberschrank, in dem das zusammengewürfelte Geschirr stand, das sie im Sozialkaufhaus gefunden hatte, und nahm eine türkisfarbene Tasse heraus. Als der Espresso in der Kanne zu gurgeln begann, stellte sie die Herdplatte aus. Sie goss die Flüssigkeit in die Tasse, die am Rand eine Kerbe hatte, gab einen halben Löffel braunen Zucker dazu, hüllte sich in ein buntes Wolltuch und setzte sich auf die Stufen des Bauwagens.

Nachdenklich schaute sie über das Feld, in dem Wildblumen wuchsen: gelber Löwenzahn, Gänseblümchen und Johanniskraut. Besonders liebte sie die blauen Blüten der Kornblumen, die sich neben dem Wolligen Honiggras im Wind wiegten.

Wenigstens hatte der Regen der letzten Tage aufgehört, auch wenn die Feuchtigkeit noch schwer in der Luft hing, die Sonne wieder Schwüle mit sich brachte.

Aber weder das bessere Wetter noch der süße Espresso konnte sie über das hinwegtäuschen, was sie bedrückte: Sie war pleite. Philip hatte sie immer gut versorgt, was im Umkehrschluss jedoch bedeutete, dass sie finanziell von ihm abhängig war. Sie war sich zuletzt wie seine Angestellte vorgekommen: Putzfrau, Köchin und Prostituierte in einem. Über Geld musste sie sich keine Sorgen machen, denn er hielt sie dafür aus.

Sophie spürte, wie ihr Brustkorb eng wurde. Jetzt lebte sie wie

eine Pennerin in einem alten Bauwagen, den sie irgendwo am Rande eines Feldes gefunden hatte. Er stand unweit eines Gewerbegebiets auf einer Wiese. Niemand verirrte sich so schnell hierher. Ein perfektes Versteck.

Sie war vor einigen Monaten auf ihn gestoßen, als sie für ein paar Stunden aus den eigenen vier Wänden geflohen war. Auf der Suche nach Lost Places: alten Häusern, stillgelegten Fabriken oder anderen verlassenen Gebäuden, die sie mit Leidenschaft fotografierte. Diese Orte erzählten ganz leise ihre Geschichte, und Sophie hielt gerne die winzigen Details fest, die darauf schließen ließen, wer hier zuletzt gewesen war, das Echo vergangener Zeiten.

Sie hatte in der Nähe ein stillgelegtes Möbelhaus fotografiert, vor dem noch ein altes Karussell stand. Die Farbe bröckelte längst ab, ein paar Figuren waren abmontiert, aber gerade der morbide Charme hatte sie fasziniert, es wirkte wie aus einer anderen Epoche. Doch während sie die Details heranzoomte, meinte sie das unbeschwerte Lachen spielender Kinder zu hören. Sie hatte den Anblick nicht länger ertragen, war einfach losgelaufen, querfeldein, über einen Parkplatz, auf dem Gras und schmale Triebe durch den gebrochenen Beton wuchsen und die Leute ihren Müll und Unrat entsorgten.

Dann war sie zum Waldrand gelangt und sah plötzlich in einiger Entfernung, hinter einem Zaun, den Bauwagen.

Neugierig hatte sie sich ihm genähert und hineingeschaut. Es befanden sich ein Klapptisch mit zwei Stühlen, eine Pritsche, Hängeschränke und ein Regal darin. Hinter einem Vorhang war sogar eine Campingtoilette angebracht. Aber ansonsten war er leer und staubig, sicher hatte ihn seit längerem niemand mehr bewohnt.

Als sie vor sechs Wochen mitten in der Nacht davor geparkt hatte, hoffte sie inständig, dass er immer noch offen stand und

nicht längst abgeschleppt worden war oder der Besitzer wieder darin hauste.

Doch zu ihrer Erleichterung waren ihre Befürchtungen unbegründet.

Sie hatte ihren Schlafsack auf der schmalen Liege ausgerollt und war in einen erschöpften Schlaf gefallen. Bloß für ein paar Nächte hatte sie bleiben wollen. Bis über ihre neue Homepage Aufträge eintrudelten und sie eine andere Alternative suchen konnte.

Doch seither war nichts passiert. Sie war immer noch hier. Niemand hatte sie gebucht. Oder auch nur nach ihren Preisen oder ihrer Verfügbarkeit gefragt.

Und es war keine Alternative in Sicht. Wenn es so blieb, musste sie sich einen Aushilfsjob suchen. In einem Café oder einem Laden. Dann wäre ihr Traum zerplatzt.

Und Philip hätte recht behalten.

Entschlossen leerte sie die Tasse und holte ihren Laptop hervor. Zuerst checkte sie ihren Kontostand. Gerade noch genug Geld für eine Tankfüllung.

Sophie atmete schwer und öffnete ihr E-Mail-Postfach. Eine Nachricht war darin. Sie hielt den Atem an, klickte darauf. Es war kein Spam.

Eilig überflog sie die Zeilen und erstarrte.

4

Juli, wenige Minuten später

Ein exklusiver Auftrag mit der Bitte um Verschwiegenheit, stand in der Betreffzeile der Mail. Unmittelbar ging Sophie auf Abstand. Die Formulierung klang unseriös.

Dennoch konnte sie die Augen nicht von der Nachricht abwenden, denn es handelte sich nicht bloß um eine simple E-Mail. Sie war graphisch wie ein Brief gestaltet, ein Wappen zierte die Adresszeile, und am Ende befand sich eine schwungvolle Signatur. Marlene Grafinger van Dorn lautete der adelige Name der Absenderin, was perfekt zur gehobenen Sprache zu passen schien, in der die Anfrage verfasst war.

Als Sophie obendrein die astronomische Summe entdeckte, die als Honorar vorgeschlagen wurde, war sie vollends überzeugt, dass es sich um eine Fake-Nachricht handeln musste.

Es war zu schön, um wahr zu sein.

Erneut las sie sich alles gründlich durch, überprüfte, ob die Mailadresse mit dem Absendernamen übereinstimmte. Was der Fall war. Trotzdem hatte sie Zweifel.

Aber mit diesem Auftrag wären all ihre Probleme auf einen Schlag gelöst.

Schließlich googelte sie die Adresse und die Entfernung – knapp fünfzig Minuten Fahrt. Hin und zurück also fast zwei Stunden. Benzinkosten, die sie sich eigentlich nicht leisten konnte. Aber für das, was die Absenderin sich wünschte, musste Sophie vor Ort sein: Marlene Grafinger suchte jemanden, der ihre Familie regelmäßig fotografierte. Im Monatsabstand oder

auch häufiger, da die Großeltern bereits betagt waren und das Oberhaupt der Familie obendrein schwer erkrankt war. Die Grafingers wünschten sich, diese wenigen verbleibenden Wochen im Bild festzuhalten, solange es sein Gesundheitszustand zuließ.

Es war wirklich ein verlockender Auftrag. Nicht nur wegen des Geldes. Die Empfehlung eines solchen Kunden war generell viel wert. Mehrere Generationen einer Familie auf einem noblen Gutshof – das war ein seltenes und umso schöneres Motiv. Und würde zudem ihr Repertoire erweitern, falls sie die Fotos auf der Homepage verwenden könnte.

Familie war allerdings seit langem ein heikles Thema für Sophie. Erst recht, seit ihr eigener Traum von einem Heim, einer Zuflucht, gerade endgültig zerplatzt war und sie sich fragte, ob sie überhaupt noch einmal jemanden so nahe an sich heranlassen würde, dass eine tiefere Bindung entstehen könnte. Schon bei Philip war es ihr schwergefallen. Auch bevor er sein wahres Gesicht gezeigt hatte.

Sophie sah von ihrem Laptop auf, atmete einmal tief durch und ließ ihren Blick über die Wiese wandern.

Eine ungewöhnlich dicke Hummel, die von Blüte zu Blüte flog, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sophie konnte die prall gefüllten Pollenhöschen deutlich sehen. Schnell griff sie zu ihrer Kamera. Ein 35-mm-Makro war drauf, nicht ideal, aber sie musste dieses Motiv unbedingt festhalten. Der dunstige Hintergrund und das warme Morgenlicht waren einfach perfekt.

Vorsichtig tat sie ein paar Schritte auf die Wiese, um das Tier nicht durch eine allzu schnelle Bewegung zu verschrecken. Sie kniete sich hin und stellte die Schärfe der Linse ein. Der Wind strich über die Gräser, ließ auch die Blume erzittern, auf der die Hummel nun hin- und herschaukelte.

»Nur einmal kurz stillhalten«, murmelte sie und hielt das Motiv durch den Sucher im Blick.

Dann drückte sie auf den Auslöser, korrigierte die Schärfe, machte zur Sicherheit noch eine zweite und dritte Aufnahme. Zufrieden ließ sie die Kamera sinken und sah einen Moment zu, wie das Tier weiterflog.

Sophie fröstelte, schloss die Jacke und stellte den Kragen auf. Ihr Magen knurrte.

Rasch kehrte sie zum Bauwagen zurück, tauschte die Kamera wieder gegen ihren Laptop.

Diese Nachricht konnte eigentlich gar nicht echt sein. Aber sie einfach zu ignorieren, gelang ihr auch nicht. Sie las sie erneut.

Die Vorstellungen der Auftraggeberin waren eindeutig: Sophie musste allein kommen, ohne Assistenten. Die Fotos sollten ausschließlich mit einer analogen Kamera gemacht werden, die die Auftraggeberin stellte, genauso wie Filme, Stativ und Beleuchtung sowie das Equipment für die Entwicklung der Negative. Keine Vervielfältigung, keine digitale Nachbearbeitung.

Eigentlich war es ein Traum. Fotografie in der reinsten Form. Ohne Programme oder Filter, die es heutzutage jedem Amateur erlaubten, gute Aufnahmen zu machen.

Das hohe Gehalt, das Marlene Grafinger für diesen Auftrag bot, begründete sie einerseits mit der langen Fahrtstrecke zu dem weit abgelegenen Gutshaus der Familie und dem damit verbundenen zeitlichen Aufwand, andererseits mit den recht ungewöhnlichen Umständen der Fotosessions. Mancher Fotograf tat sich schwer damit, nicht mit dem eigenen Apparat zu arbeiten.

Ihr hingegen kamen diese Bedingungen sehr entgegen, und Sophie war sicher, dass sie das Zeug dazu hatte.

Dennoch zögerte sie.

Da war dieser Passus, dass sie ohne Begleitung kommen sollte. Sie rief die Adresse noch einmal auf Google Earth auf.

Das Haus lag in Alleinlage mitten in einer Grünfläche, umgeben von Wäldern und Wiesen. Der nächste Nachbar war kilometerweit entfernt.

War das etwa eine Falle? Sollte sie für dubiose Zwecke irgendwo hingelockt werden?

Rasch tippte sie den Namen »Grafinger« in die Suchleiste ein und wartete gespannt auf die Ergebnisse.

Alter Geldadel, Industrielle und Banker, ein Spross der Familie stammte aus dem Norden der Niederlande, hatte es im Handel mit Blumen zu Reichtum gebracht.

Nichts, was Anlass zu Sorge gegeben hätte.

Aber Sophie wusste auch, dass auf ihrer eigenen Homepage als Referenz kaum nennenswerte Kunden standen. Da waren nur die Aufnahme, die es auf den Jahrestischkalender der National Geographic geschafft hatte, das Lost-Place-Foto, das das Cover des Thrillers einer namhaften Bestsellerautorin zierte, sowie der Hinweis, dass sie vor einem Jahr für einen Preis für Industriefotografie nominiert gewesen war.

Die meisten ihrer Arbeiten waren bloß als Stockfotos gelistet und konnten für wenig Geld von jedermann gekauft werden.

Das war die bittere Wahrheit.

Warum also wollte Marlene Grafinger ausgerechnet sie für diesen besonderen Auftrag und keinen renommierten Fotografen? Hatten die so kurzfristig etwa keine Zeit?

Sophie leckte sich über die Lippen und überlegte, wie sie eine Antwort formulieren sollte. Sie entschied sich dafür, sie möglichst knapp zu halten. Also erfragte sie den ersten möglichen Termin für die Umsetzung des Auftrags sowie die näheren Gründe für die ungewöhnlichen Bedingungen. Dann drückte sie resolut auf Senden, bevor sie es sich anders überlegen konnte.

Wieder frischte der Wind auf. Eine Gänsehaut überzog ihre

Arme. Aber nicht wegen der Kälte. Sie hatte vielmehr das Gefühl, als wäre jemand in der Nähe.

Sophie drehte den Kopf und sah zum Waldrand, der hinter der Wiese begann. Sie hätte schwören können, dass sich dort etwas bewegt hatte. Es war nicht das erste Mal, dass sie sich beobachtet fühlte.

Doch vermutlich spielten ihr nur die Nerven einen Streich. Sie schlief zunehmend schlecht, ihre finanzielle Situation verfolgte sie bis in den Schlaf, ließ sie immer wieder hochschrecken. Nachtangst nannte man diesen Zustand, hatte sie gelesen, und dass er von nervöser Überspannung rührte.

Kein Wunder.

Sie schaute noch einmal unauffällig aus den Augenwinkeln dorthin, wo sie die Bewegung wahrgenommen hatte. Vermutlich war es bloß wieder der Keiler, mit dem sie bereits bei ihrer Ankunft Bekanntschaft gemacht hatte und den sie schon öfter bei Sonnenuntergang schnauben und grunzen gehört hatte. Furchteinflößende Geräusche, die laut über die Ebenen hallten.

Kurzentschlossen hob sie die Kamera, nahm den Waldrand ins Visier und drückte auf den Auslöser, auch wenn sie mit diesem Objektiv keine Chance hatte, Details zu erkennen. Aber falls dort jemand lauerte, sollte derjenige ruhig wissen, dass sie ihn bemerkt hatte. Und vielleicht konnte sie doch auf der Vergrößerung feststellen, ob und was sich im Schatten der Bäume versteckte.

Denn den Wald betrat sie schon lange nicht mehr.

Seit jener Nacht vor zwanzig Jahren.

5

Zwanzig Jahre zuvor – vor der Tat

Es war viel zu heiß, selbst hier, mitten im Wald, auf der kleinen Lichtung. Die Bäume schienen um Luft zu ringen, ihre Blätter waren bereits jetzt, im Juli, herbstlich welk, und ihre Wurzeln lichteten sich von der vergeblichen Suche nach Wasser. Alle sprachen von dem Hitzesommer, dem wärmsten Monat, den es seit Beginn der Wetteraufzeichnungen in Deutschland gab.

Ich hatte nur ein T-Shirt an und einen kurzen Jeansrock, dennoch lief mir der Schweiß den Rücken hinab.

»Und du glaubst wirklich, das klappt?«

Ich hörte den Zweifel in seiner Stimme. Ich kannte ihn einfach zu gut. Er wollte stark erscheinen. Dabei war er es nicht. Nur wenn er getrunken hatte oder ihm Tabletten das Hirn vernebelten, konnte er die Version seiner selbst sein, die er anderen vorgaukeln wollte.

Ich wusste nicht, was er heute alles genommen hatte. Das war ein Risiko. Aber es gab kein Zurück mehr. Es musste in dieser Nacht passieren. Die Zeit drängte.

Also nickte ich. Obwohl die Zweifel mich innerlich auffraßen. Was, wenn der Plan nicht gelang? An die Konsequenzen mochte ich nicht denken. Es wäre das Ende.

Ein Knistern im Unterholz ließ uns aufschrecken. Ein Tier huschte tief auf den Boden geduckt an uns vorbei. Als würde es bereits die Gefahr wittern.

»Tsch, tsch«, zischte ich, damit es wieder verschwand, mich nicht zu früh verriet.

Ich blickte an mir herunter, meine dünnen Beine endeten in roten Leinenturnschuhen, die ein winziges Loch an der Außenseite hatten. Mein Shirt hatten wir oben am Saum eingerissen. Der riesige blaue Fleck an meinem Schienbein stammte von einem Fahrradsturz, genau wie die frische Schürfwunde am Knie.

Das muss echt aussehen, hatte er gesagt. Eine bessere Idee war uns auf die Schnelle nicht gekommen.

Es hatte weh getan, aber ich presste fest die Zähne zusammen, machte keinen Mucks. Auch jetzt nicht, als er mir zusätzlich Dreck auf Arme und Beine schmierte, mitten in die offene Wundfläche hinein.

Er streute dünne Blätter über meinen Kopf, zerzauste meine Haare.

Ich schaute nach oben, die Nacht war sternenklar.

Und doch war die Hitze immer noch da, erschwerte das Atmen. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn.

Plötzlich hörten wir den Kies knirschen und das Geräusch eines Motors. Eine Lichtsäule durchschnitt die Dunkelheit.

»Weg! Versteck dich!«, rief ich ihm zu.

Unsere Blicke trafen sich, dann nickte er mir kurz zu und rannte durch das Unterholz davon.

Ich legte mich flach auf den Boden vor den Baumstamm, direkt unterhalb des Messers, das darin steckte.

Mein Herzschlag hämmerte, ich bekam kaum Luft. Der Wagen näherte sich. Gleich würde er um die letzte Kurve fahren und dann bei der Gabelung zum Stehen kommen.

Ich spreizte leicht die Beine, winkelte eines an, hoffte, ich würde keinen Krampf kriegen. Als die Scheinwerfer endlich meinen Körper erfassten, schloss ich die Augen.

6

Juli, einige Tage später

»Wahnsinn!«, murmelte Sophie, als sich die kunstvoll geschmiedeten Torflügel des Guts vor ihr öffneten. Die Kameras, die an den Pfosten angebracht waren, entgingen ihr nicht. Wer hier wohnte, bekam sicher keine überraschenden Besucher.

Langsam fuhr sie die baumbestandene Zufahrt entlang, die sanft anstieg. Aus einem Reflex heraus wischte sie mit der Hand über das staubige Armaturenbrett, auch wenn das nichts brachte. Mit der alten Karre fühlte sie sich hier völlig deplatziert. Doch für einen Rückzieher war es zu spät.

Sie beäugte das parkähnliche Grün, das das Gutshaus umgab. Der Rasen war perfekt getrimmt, trotz der Hitze grün und saftig. Die üppigen Rhododendron-Büsche, riesigen Eichen und Rotbuchen, Kastanien- und Walnussbäume standen bestimmt schon seit Jahrzehnten hier. Sie hatte zwar vermutet, dass die Familie gut betucht war, aber mit einer solchen Anlage hatte sie nicht gerechnet.

Die baumgesäumte Zufahrt machte einen Bogen, erst dann kam das Anwesen in Sicht. Das dreistöckige Gebäude mit rotem Dach und je vier Gauben auf jeder Seite der Eingangstür war in blassem Gelb gestrichen, die halbrunden Vorbauten im ersten Stock hatten zusätzlich steinerne graue Balkone, die Fenster und Läden strahlten weiß, genau wie die zweiflügelige Tür am Entrée.

In einiger Entfernung sah Sophie zwei Gärtner, die dabei waren, eine Rosenranke zu beschneiden. Natürlich hatte man Be-

dienstete, wenn man so lebte. Anders ließe sich ein Grundstück von diesem Ausmaß wohl kaum in Schuss halten.

In einem Halbrund führte der Weg vor dem Haus entlang, in der Mitte befand sich ein mit Figuren bestandener Springbrunnen. An der linken Seite sei ein Parkplatz für sie reserviert, hatte Marlene Grafinger ihr geschrieben. Neben dem Range Rover und dem 7er BMW wirkte ihr uralter Polo noch schäbiger. Aber sie hatten sie nicht wegen Äußerlichkeiten gebucht, versuchte Sophie sich zu beruhigen, sondern wegen ihrer Fertigkeiten. Sie wiederholte es wie ein Mantra, während sie auf die breite Stein-
treppe zuging, die zur Eingangstür hinaufführte.

Bevor sie sich fragen konnte, wo sich die Klingel befand, öffnete eine sehr schlanke blonde Frau mit einem streng gebundenen Pferdeschwanz bereits die Tür. Obwohl sie Jeans und Polo-shirt trug, wirkte sie alles andere als leger. Ihr ganzer Look war in Weiß gehalten, der schmale goldene Gürtel passte exakt zu den Ballerinas, perfekt ergänzt durch dezenten Goldschmuck. Niemand, der sie sah, würde bezweifeln, dass Marlene Grafinger hierhergehörte. Sie hatte eine lässige Eleganz, wirkte wie jemand, der seinen Platz im Leben immer schon ganz genau gekannt hatte und ihn voll einnahm.

Sophie strich den Blazer glatt, den sie trotz der Wärme gewählt hatte. Zum Glück, wie sie jetzt insgeheim dachte, denn sie würde lieber schwitzen, als underdressed zu wirken. Schließlich würde dieses Treffen endgültig darüber entscheiden, ob sie den Auftrag erhielt oder nicht.

Sie straffte die Schultern und nahm bemüht locker die Stufen. Nicht zu schnell, nicht zu langsam. Es gab nur eine Chance für den ersten Eindruck. Lächelnd streckte sie der Hausherrin die Hand entgegen, die diese beherzt ergriff.

»Frau Roth, wie schön! Sie haben ohne Probleme zu uns gefunden?«

»Mit dem Navi war das ganz leicht«, antwortete Sophie. Völlig ungeübt in Smalltalk begann sie deshalb mit einem Kompliment. »Ihr Anwesen ist wunderschön, Frau Grafinger van Dorn.«

»Grafinger reicht. Den Beinamen meiner Eltern führe ich nicht. Zu kompliziert.« Sie machte eine wegwerfende Geste. »Aber danke. Ich wohne allerdings in einem separaten Bau auf der hinteren Seite. Das Hauptgebäude wird von meiner Mutter und den Großeltern bewohnt. Kommen Sie rein, bitte.« Sie trat zur Seite.

Ein Rundbogen mit zwei Säulen war neben dem glänzenden, schwarz gefliesten Boden das Erste, was Sophie ins Auge fiel. Zusammen mit der hölzernen Galerie und den unzähligen Fenstern, durch die angenehmes Licht hereindrang, wirkte der Eingangsbereich äußerst imposant.

»Wir gehen am besten in den kleinen Salon«, schlug Marlene Grafinger vor und deutete zu einer offen stehenden Tür. »Mögen Sie einen Tee oder Kaffee?«

»Ich schließe mich gerne dem an, was Sie nehmen«, antwortete Sophie höflich, konnte aber den Blick nicht von den zweifarbigen Bleiglasfenstern abwenden, die die Türen zu diesem Zimmer zierten und wunderschöne Lichtakzente auf den gewachsenen Holzboden aus alten Schiffsdielen warfen. Die dunkelgrünen Brokatvorhänge passten perfekt zu den im Biedermeierstil gehaltenen Sitzmöbeln.

Und natürlich stand neben einem Regal mit Büchern auch ein schwarzer Konzertflügel in dem Raum, dessen Sitzbank mit dem passenden Stoff bezogen war.

»Spielen Sie?«, fragte Sophie neugierig, um nicht schon wieder zu sagen, wie beeindruckt sie von all dem war.

»Gott bewahre! Ich bin völlig unmusikalisch. Meine Familie kann sehr gut mit Zahlen umgehen, künstlerische Ambitionen

hat bei uns niemand mehr, seit meine Cousine vor vielen Jahren verstarb.« Sie musterte kurz das Instrument. »Darum freuen wir uns auch sehr, dass Sie unsere Einladung angenommen haben.« Dann lächelte sie und bedeutete Sophie auf dem Sofa Platz zu nehmen. »Wenn Sie mich kurz entschuldigen, ich hole nur rasch die Getränke.«

Sophie atmete hörbar aus und war froh, einen Moment allein zu sein. In einem goldgerahmten, antiken Spiegel begutachtete sie ihr Erscheinungsbild, zupfte die roten Locken etwas zurecht und stellte erleichtert fest, dass das Make-up nicht verschmiert war und ihr Hals trotz ihrer Nervosität keinerlei hektische Flecken aufwies.

Zufrieden trat sie an eines der Fenster, das den Blick auf den imposanten Garten freigab. An jeder Seitachse stand ein separates kleineres zweistöckiges Gebäude, vermutlich wohnte in einem davon Marlene Grafinger. Weit und breit war kein Nachbar zu sehen, nur riesige Bäume, Beete, Büsche und Rasenflächen, die von Kieswegen durchzogen waren.

Einen krasserer Gegensatz zu ihrer derzeitigen Bleibe konnte es kaum geben. Sophie hoffte, man würde ihr nicht anmerken, wie ungewohnt und respektinflößend die Umgebung für sie war.

Rasch roch sie an ihrem Jackenärmel, dem zum Glück nach den Wochen im Bauwagen kein muffiger Geruch anhaftete, wie sie erleichtert feststellte. Sie entspannte sich ein wenig und nahm auf der äußersten Kante des Sofas Platz.

Hier drinnen war es angenehm kühl. Und das Licht war perfekt für die geplanten Aufnahmen. Mit einem Mal bemerkte sie, wie still es in dem Haus war, obwohl Marlene Grafinger in ihrer Mail auch Kinder erwähnt hatte. Doch es war nichts zu hören außer dem Ticken einer alten Uhr.

Ihre Gastgeberin kehrte fast geräuschlos in den Salon zurück.

Beim Öffnen der Tür war ein Lufthauch spürbar geworden, sonst wäre Sophie vermutlich vor Schreck zusammengezuckt.

»Ich habe uns zwei Cappuccino gemacht, wenn das recht ist«, sagte Marlene Grafinger und stellte das Tablett auf dem kleinen Tisch vor Sophie ab. Dann setzte sie sich mit einem eleganten Schwung seitlich auf den Sessel, der sich neben dem Sofa befand, und nahm sich als Erste eine Tasse. »Ich muss Kaffee immer heiß trinken. Zucker finden Sie in der Schale, wenn Sie mögen.«

»Danke«, antwortete Sophie, beugte sich vor, verzichtete aber darauf, den Cappuccino zu süßen und nahm ebenfalls rasch einen Schluck. »Ich habe gerade festgestellt, dass das Licht für die Porträts hier im Raum perfekt wäre. Oder werden wir nicht am Vormittag fotografieren?«

Marlene Grafinger hielt ihre Tasse in beiden Händen. Anders als ihre Bemerkung vermuten ließ, trank sie aber nicht. Vielmehr schien sie Sophie intensiv in Augenschein zu nehmen.

War es ein Fehler gewesen, gleich mit der Tür ins Haus zu fallen? Sophie wurde nervös, als sie keine Antwort erhielt. Immerhin wusste sie ja nicht einmal, ob sie den Auftrag wirklich bekommen würde.

»Entschuldigen Sie, wenn ich voreilig war, aber dieses Haus hat so viele interessante Details, dass ich ständig in Bildern denke«, schob sie schnell nach.

»Was wäre denn das erste Motiv, das Sie hier ablichten würden?«, fragte Marlene Grafinger, nippte jetzt doch an ihrer Tasse und stellte sie lautlos wieder auf den Unterteller zurück.

Sophie überlegte kurz. »Ich schwanke noch zwischen einem Foto des Türgriffs mit dem Buntglas im Hintergrund, dem Sonnenstrahl, der durch die runde Luke von oben gebündelt ins Treppenhaus fällt, und einem Ausschnitt der Stuckdecke. Das sind alles Originale, richtig?«

Sie deutete nach oben, bemerkte aber, dass ihre Gastgeberin sie weiter musterte.

Sophie fühlte sich zunehmend unwohl unter diesem Blick.

Doch bevor sie noch etwas hinzufügen konnte, huschte ein Lächeln über Marlene Grafingers Gesicht. »Gut erkannt. Das Allermeiste ist noch original aus der Bauzeit erhalten.« Sie hielt kurz inne. »Der Letzte, den ich hier zum Gespräch hatte, wollte unsere Gartenanlage mit dem Gebäude im Hintergrund fotografieren.«

Also gab es noch weitere Bewerber, und es war keine exklusiv an sie gerichtete Anfrage gewesen. Sophie hätte es wissen müssen. Sicher hatten sie jeden Fotografen im Umkreis angeschrieben, und es war reiner Zufall, dass sie hier saß.

»Ich fand seine Antwort phantasielos«, unterbrach Marlene Grafinger jetzt ihre Gedanken. »Es geht bei einem Porträt doch um Details, richtig? Um gute Belichtung, den richtigen Moment. Darum, den Charakter eines Menschen abzubilden. Seine Seele.« Die letzten zwei Worte hauchte Marlene Grafinger beinahe.

Die Art, wie sie es beschrieb, mutete zwar seltsam an, traf aber im Kern genau das, was Sophie beim Fotografieren immer wollte: Wahrhaftigkeit. Das Wesen des Dargestellten zu zeigen und dabei mehr als nur das oberflächlich Sichtbare aus einem Motiv herauszuholen. Deshalb machte sie gerne Aufnahmen von Lost Places: Es ging ihr um den Abglanz der Schönheit im Verfall.

Neugierig geworden, traute Sophie sich die Frage zu stellen, die sie die ganze Zeit über beschäftigt hatte: »Wieso sollen die Bilder eigentlich analog gemacht werden?«

»Ein Tick meiner Großeltern, weiter nichts. Sie mögen keinen modernen Schnickschnack. Sie wollen etwas Unverfälschtes. Ich habe versucht, ihnen die Vorzüge der digitalen Nachbear-

beutung, von Filtern und Photoshop schmackhaft zu machen – gerade in ihrem Alter hat das ja einen gewissen Charme. Aber sie wollten partout nichts davon wissen. Analog und selbst entwickelt. Das sind ihre Regeln. Sie sind der Meinung, Fotografen hätten sich früher mehr Mühe gegeben.« Sie lachte kurz. »Ich hoffe, ich trete Ihnen damit nicht zu nahe. Mir ist bewusst, dass eine solche Vorgehensweise mit mehr Aufwand verbunden ist. Deshalb auch die großzügige Entlohnung.«

»Meine allererste Kamera war analog, und ich habe auch schon Erfahrung mit der Entwicklung. Im Grunde habe ich so als Kind angefangen ...« Sophie atmete tief durch, versuchte die aufflammende Erinnerung an damals wegzudrücken. Um Nachfragen zu vermeiden, zog sie rasch einen Hefter aus der Handtasche. »Ich würde mich tatsächlich freuen, auf diese Art zu arbeiten, und habe eine Mappe mit Aufnahmen aus den letzten Jahren zusammengestellt, die nicht auf meiner Website zu sehen sind. Ich habe mich zwar eher auf Architektur spezialisiert ...«

»Nicht nötig.« Marlene Grafinger winkte ab und schob die Mappe von sich weg, als wäre sie ihr lästig.

»Ich dachte ...«, hob Sophie an, wurde aber jäh von Marlene Grafinger unterbrochen.

»Ich wollte Sie gern kennenlernen. Um ein Gespür dafür zu bekommen, ob Sie mit uns umgehen können. Wir sind nicht ganz einfach, müssen Sie wissen. Meine Großeltern hören schlecht und meinen deshalb, niemand würde ihre bissigen Kommentare wahrnehmen. Meine Mutter ist eine echte Diva, die ständig hofiert werden will. Ihr machen Sie am besten gleich zu Anfang ein Kompliment, wie jung sie aussieht. Mein Bruder ist ein Choleriker. Keine Ahnung, wie meine Schwägerin ihn erträgt. Er hält das mit den Fotos im Übrigen für Geldverschwendung und ausgemachten Blödsinn. Ich denke hingegen, meine

Nichte und mein Neffe werden später einmal froh sein, wenn sie eine Erinnerung an ihre Großeltern haben. Vier Generationen unter einem Dach, da gibt es schon mal Meinungsverschiedenheiten. Aber die meiste Zeit über ziehen wir an einem Strang.«

Sophie nickte. So ein starker familiärer Zusammenhalt war selten. Ein echtes Geschenk, dachte sie mit Wehmut.

»Wenn Sie Ihren Kaffee getrunken haben, würde ich Ihnen gerne den großen Saal zeigen, in dem wir die Aufnahmen machen wollen«, unterbrach Marlene Grafinger ihre Gedanken. »Vor der Ahnenwand, Sie verstehen. Das Equipment habe ich dort schon aufbauen lassen, damit Sie beurteilen können, ob noch etwas fehlt.«

Sophie glaubte für einen Moment, sich verhört zu haben. »Heißt das, ich habe den Auftrag?«

»Wenn Sie mit allem einverstanden sind, würde ich Ihnen gleich den Vertrag zur Prüfung mitgeben, und Sie bringen ihn einfach zum nächsten Termin unterzeichnet wieder mit.«

Sophie leerte ihre Tasse, und als sie aufstand, merkte sie, dass ihr die Knie zitterten. »Ich bin so weit. Wenn Sie mir zeigen, wo der große Saal ist?«

»Dann sind wir uns einig?«

Sophie nickte. »Ja, das sind wir.«

»Sagen Sie aber später bloß nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt«, meinte Marlene Grafinger mit einem Lächeln auf den Lippen und ging dann mit entschlossenen Schritten voraus.

Obwohl sich die letzte Bemerkung wohl auf die Familie bezog und scherzhaft sein sollte, hatte Sophie für einen kurzen Moment das Gefühl, dass noch etwas anderes darin mitschwang.

Doch dann beeilte sie sich, ihrer Auftraggeberin zu folgen. Sie war in ihrem Leben weit Schlimmeres gewohnt. Aber das konnte Marlene Grafinger nicht ahnen.

7

Juli, am selben Tag

Nach dem Termin war Sophie auf direktem Weg in die Kleinstadt zurückgefahren, in deren Nähe sie wohnte. Das leerstehende Ladenlokal mit dem *Zu-vermieten*-Schild im Fenster hatte sie bei einem ihrer Streifzüge entdeckt.

Es würde jede Menge Arbeit bedeuten, aber Sophie konnte ihr Glück trotzdem kaum fassen. Ein eigenes Fotostudio war immer ihr Traum gewesen, doch Philip hatte ihr jedes Mal vorgerechnet, wie lange es dauern würde, bis sich ein Geschäft selbst tragen konnte, und Sophie hatte schnell eingesehen, dass sie diese Summe niemals würde erwirtschaften können. So war sie finanziell von ihm abhängig geblieben, und er genoss es augenscheinlich, sie permanent daheim zu haben. Ihren Beruf hatte er stets als Hobby bezeichnet, auch wenn sie ein Online-Studium mit Bestnoten absolviert hatte.

Doch jetzt stand sie hier, in diesen Geschäftsräumen, die zwar ziemlich heruntergewirtschaftet waren, aber nahezu perfekte Bedingungen für ihren eigenen Laden boten: bezahlbar und ohne Konkurrenz im näheren Umkreis. Er lag in einem reinen Wohngebiet mit vielen Einfamilienhäusern, es war also kaum mit Laufkundschaft zu rechnen, doch es gab Parkmöglichkeiten direkt vor der Tür. Außerdem schaute man auf eine Grünanlage mit Bäumen und Sitzbänken, die etwas Abstand zu den Nachbarn auf der gegenüberliegenden Straßenseite schuf.

Sie war unmittelbar nach ihrem Treffen mit Marlene Grafinger hergefahren und hielt nun den Schlüsselbund fest in

der Hand, musste ihn fühlen, um wirklich glauben zu können, dass es ihr gelungen war, sich mit dem Vermieter zu einigen. Er würde eine Küche einbauen, wenn sie im Gegenzug die gesamte Renovierung aus eigenen Mitteln bewerkstelligte. Die Kautions hatte sie ihm gleich in bar gegeben, bevor er es sich anders überlegte.

Vielleicht hatte sie übereilt gehandelt. Aber schließlich hatte sie die Zusage der Grafingers, musste nur noch unterschreiben. Und dafür brauchte sie einen anderen Arbeitsort als den Bauwagen, wo sie nicht in der Lage war, Fotos zu entwickeln.

Im vorderen Ladenraum, der zur Straße hin verglast war, würde sie ihre besten Bilder ausstellen, die Kunden begrüßen und die Vorgespräche führen. Das hintere Zimmer konnte sie als Studio für Shootings ausbauen. Ein kleiner, fensterloser Raum, der wohl früher als Lager diente, würde ihre Dunkelkammer werden, und in dem angrenzenden Bad konnten sich künftig die Kunden frisch machen. Was auch bedeutete, dass Sophie nicht mehr im öffentlichen Schwimmbad duschen musste. Der dritte und nicht unwesentliche Grund für ihr eiliges Handeln.

In dem Studio wollte sie eine Couch aufstellen, die sie nachts zum Schlafen ausziehen konnte. Und im Flur befand sich vom Vorbesitzer ein deckenhoher Wandschrank, in dem sie ihre Klammotten und sonstigen Utensilien unterbringen konnte. Erst einmal fehlte zwar die Küche, aber den Campingkocher konnte sie auch hier nutzen – und so würde sie sich die Miete für eine Wohnung sparen. Letzteres hatte sie dem Vermieter nicht auf die Nase gebunden. Er wohnte nicht im Ort, und im Zweifel würde sie alles mit langen Arbeitszeiten erklären.

Sophie öffnete den Deckel ihrer Thermoskanne mit Ingwertee. Zwar kein Champagner, aber auf den Inhalt kam es letztlich nicht an, wenn man etwas zu feiern hatte.

Vorgestern hatte sie noch die Angst vor dem Bankrott geplagt

und ihr eine schlaflose Nacht beschert. Und heute hatte sie so viel Bargeld bei sich wie nie zuvor in ihrem ganzen Leben.

Mit einem »Auf die Zukunft!« prostete sie sich selbst zu und drehte sich einmal juchzend im Kreis. Besser hätte der Tag gar nicht laufen können!

Sie musste lachen, als sie einen Passanten bemerkte, der kopfschüttelnd draußen vorbeilief. Doch gleichzeitig merkte sie, dass er ihr damit auf der Stelle den Spaß verdorben hatte.

Um aufkeimende Zweifel zu unterdrücken, beschloss sie, sich sofort auf den Weg zum Baumarkt zu machen.

Dort würde sie neben Farben und Putzmitteln auch Packpapier besorgen, mit dem sie das Schaufenster verkleiden konnte, um sich vor weiteren neugierigen Blicken zu schützen. Und dann gleich morgen mit der Renovierung zu beginnen.

8

Juli, später am Abend

Die Hitze lag schwer über der Ebene. Sophie hatte spontan ihre Pläne geändert und war nach den Einkäufen im Baumarkt nicht wieder in den Laden zurückgekehrt. Der Tag war lang und aufregend gewesen, und mit einem Mal war ihr Elan verpufft und einer bleiernen Müdigkeit gewichen.

Am Horizont zeichneten sich dunkle Wolken ab, die mit Tempo näher kamen und ein Gewitter ankündigten. Im Bauwagen war es nicht auszuhalten, Sophie hatte keine Möglichkeit durchzulüften und setzte sich mit einem dampfenden Teller Pasta mit rotem Pesto nach draußen auf die Stufen. Sie hatte heißes Nudelwasser untergerührt, um die Sauce zu strecken. Während sie gedankenverloren darauf herumkaute, wanderte ihr Blick über die Wiese.

Jetzt, wo sie wusste, dass sie bald ein echtes Dach über dem Kopf haben würde und keine Angst mehr haben musste, der Besitzer des Wagens könne plötzlich aufkreuzen, gelang es ihr zum ersten Mal zu genießen, wie frei und ungezwungen sie hier gelebt hatte. Sie trug nur ein Shirt und ihren Slip, und niemand störte sich daran. Der Weg durch das Gewerbegebiet war einige hundert Meter entfernt, wurde allenfalls von eiligen Hundebesitzern genutzt, die In-Ears trugen und nicht auf die Umgebung achteten. Niemand urteilte über sie, es war fast so wie zu Kindertagen.

Bei diesem Gedanken wurde sie beinahe ein wenig wehmütig.

Sie seufzte, häufte ihre Gabel voll, streckte die Beine, auf denen endlich keine blauen Flecken mehr zu sehen waren, ins Gras, und wendete kauend ihr Gesicht der Sonne zu, solange die am Horizont aufziehenden Wolkenberge sie noch nicht verdeckten.

Etwas kitzelte sie am Knie. Sophie öffnete irritiert die Augen und entdeckte einen Marienkäfer, der gerade ihr Schienbein hinabließ. Sie stellte den Teller zur Seite, streckte den Zeigefinger aus und ließ ihn daraufklettern. Sie zählte die schwarzen Tupfen auf seinen Flügeln. Es war ein Siebenpunkt, die häufigste Art, die unzählige Blattläuse vertilgen konnte.

»Hallo du! Bist du mein Glücksbringer?«, fragte sie, ließ ihn auf ihrer Hand herumkrabbeln, bevor sie ihn sanft anpustete, woraufhin er über das verdorrte Gras davonflog, das sich im auffrischenden Wind bewegte.

Sie wollte gerade wieder zu ihrem Teller greifen, als sie im Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Rasch wandte sie den Kopf und versuchte zu erkennen, was da am Waldrand gewesen war.

Für die Wildschweine war es zu früh. Sie kamen erst mit Einbruch der Dunkelheit. Doch sie hatte dort etwas gesehen. Hundertprozentig. Auch wenn es nur für den Bruchteil einer Sekunde gewesen war. Dieses Mal war sie sicher. Sie schirmte ihre Augen ab, fokussierte sich darauf und ließ den Blick immer wieder über die Stelle wandern.

Nichts. Nur undurchdringliche Schwärze.

Womöglich ein scheues Reh, das vor der Hitze ins Unterholz geflohen war? Sie hatte einmal im Morgennebel ein Muttertier mit ihrem Kitz gesehen, das sich im hohen Gras versteckte. Vielleicht maß sie dem Ganzen zu viel Bedeutung zu, dennoch ging sie nach drinnen und zog ihre Jogginghose über, bevor sie wieder auf den Stufen Platz nahm.

Der kurze Moment der Entspannung war jedoch verflogen.

Erneut hatte sie dieses Gefühl, jemand sei dort draußen im Dickicht und sehe ihr zu. Manchmal schien es ihr, als wäre der Wald ein einziges düsteres, undurchdringliches Gebilde, das eine zutiefst beunruhigende und unheilvolle Ausstrahlung auf sie hatte.

Dabei hatte sie als Kind den Wald geliebt. Damals war es wie ein riesiger Spielplatz gewesen, wo sie unendliche Freiheit und Abenteuer erlebt hatte. Aber irgendwann war er zum Sinnbild für Dunkelheit und Schrecken geworden, tief in ihrem Inneren eingebrennt, wie eine Narbe, die sie ihr Leben lang spüren würde.

Ein letztes Mal spähte Sophie prüfend zu dem Waldsaum mit den dicht an dicht stehenden Bäumen. Sie wusste nicht, ob es die jähe Erinnerung an früher war oder ihre innere Überzeugung, dass so etwas wie Glück in ihrem Leben nicht vorgesehen war.

Abrupt stand sie auf. Mit einem Mal glaubte sie, dass Philip ihr sicher geglaubtes Versteck gefunden haben könnte. Um ihr einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Ihr Atem ging stoßweise, sie bekam kaum noch Luft. Ein jäher Kopfschmerz zuckte durch ihre Stirn, wie so oft, wenn sie gestresst war.

Sie nahm den Teller und lief nach drinnen. Dort kramte sie in ihrer Handtasche nach dem Paracetamol und spülte die Tablette mit dem Rest des abgestandenen Tees vom Morgen herunter. Einen Migräneanfall konnte sie sich jetzt nicht leisten. Nicht, wo sie endlich Arbeit und eine Perspektive hatte.

Dieses Mal würde sie sich nicht in die Knie zwingen lassen.

Zielstrebig griff Sophie nach ihrem Handy, das wie immer auf dem kleinen Bord direkt neben dem Eingang lag. Ihre Hände zitterten. Sie hatte unlängst ein Postfach eingerichtet, in das Philips Nachrichten automatisch umgeleitet wurden, hatte aber

seit Tagen schon nicht mehr nachgesehen, ob er doch noch einmal versucht hatte, sie zu kontaktieren.

Ihre Finger huschten über das Display. Aber da war nichts. Seit Wochen herrschte Funkstille. Er hatte keine neue Nachricht geschrieben. Hatte nicht mehr gedroht. Sich endlich geschlagen gegeben.

Sie starrte an die Decke, legte eine Hand auf ihre Brust, spürte ihr Herz hämmern und versuchte, sich durch leichtes Klopfen auf das Brustbein und tiefes Atmen wieder zu beruhigen.

Als sie ihre Augen schloss, schienen flirrende Punkte hinter den Lidern zu tanzen. Sie nahm beide Hände, konzentrierte sich auf den Rhythmus, den das Klopfen verursachte, wartete darauf, dass die Anspannung sich löste. Aber erneut glitten ihre Gedanken ab, beschworen Bilder und Gefühle hoch, die sie seit Wochen zu verdrängen suchte.

Schluss damit, befahl sie sich resolut. Er würde ihr diesen Abend nicht verderben. Vielleicht war sie bloß unterzuckert. Widerwillig aß sie noch ein paar Gabeln des erkalteten Essens.

Sie musste sich auf die Fakten konzentrieren. Im Jetzt bleiben. Auch wenn es ihr unwahrscheinlich erschienen war, dass Philip so leicht aufgab, hatte er es offensichtlich doch getan. War vielleicht sogar froh, sie endlich losgeworden zu sein.

Außerdem: Wie hätte er sie finden sollen? Wenn er eine Tracking-App auf ihrem Handy installiert hätte, wäre er schon längst hier gewesen.

Sophie leckte ihre trockenen Lippen, dann schüttelte sie den Kopf. Vielleicht war sie schlicht überreizt. Der Besuch bei den Grafingers hatte Gedanken an ihre Familie und ihre Kindheit aufgewühlt. Das war vermutlich schon alles.

Sie trat in den Türeingang und starrte wieder hinüber zum Wald. Es war noch dunkler geworden, und erste Tropfen lösten sich aus dem Wolkenband, der Wind frischte auf.

Rasch wandte sie sich um, ließ die Tür zufallen und stellte einen Stuhl davor, weil es kein Schloss gab.

Nur zur Sicherheit.

9

Zwanzig Jahre zuvor – nach der Tat

Mitten in der Nacht hörte ich ihn mit schweren Schritten die Treppe heraufkommen. Mutter schlief. Ich stand auf und ging ihm entgegen.

Sofort bemerkte ich es: Da war Blut. Überall. In seinem Gesicht, an seinen Händen, auf seinem Shirt.

»Was hast du getan?«, wisperte ich, wagte nicht, laut zu sprechen, denn es war klar, dass etwas Ungeheuerliches passiert sein musste.

Etwas, das unser Leben völlig aus der Bahn zu werfen drohte.

»Pssst«, machte er, legte einen Finger auf die Lippen und schob mich in Richtung meines Zimmers. »Das willst du nicht wissen. Geh schlafen. Es wird alles gut.«

Doch ich konnte mich nicht rühren, starrte unverwandt auf die roten Spritzer in seinem bleichen Gesicht. In seinen Augen sah ich einen unbekannten Schmerz. Aber ich konnte auch erkennen, dass er mir nicht mehr sagen würde. Denn er senkte den Blick und wandte sich rasch ab, bevor ich weitersprechen konnte.

Schon in diesem Moment war mir bewusst, dass nichts gut werden würde.

Nie wieder.

Wie in Trance ging ich zurück in mein Zimmer. Stumm und folgsam, ohne einen eigenen Willen, fügte ich mich in das Unabwendbare.

Er stand in der Tür, seine Augen waren nur dunkle Schatten.

»Du hast nichts mehr zu befürchten«, sagte er. »Ich habe dafür gesorgt.«

Für einen Moment trafen sich unsere Blicke. Dann schloss er die Tür. Eine Diele knarrte, vermutlich die, die sich direkt vor dem Badezimmer befand.

Kurz darauf hörte ich das Wasser in der Leitung rauschen.

Das Porzellanbecken würde sich rot färben, wenn er sich wusch. Das Blut würde er wegbekommen.

Aber nicht die Schuld.

»Was hast du getan?«, fragte ich erneut in die Stille hinein, die auf einmal lauter zu werden schien, wie ein ohrenbetäubendes Dröhnen, das eine Katastrophe ankündigte.

Diese Nacht hatte alles verändert.

Ich schob mich unter die Decke, zog sie hoch bis zum Kinn, doch sie wärmte mich nicht. Ich blieb starr vor Kälte. Und Angst. Wenn ich den Mund öffnete, schlugen meine Zähne aufeinander.

Dabei war es so warm gewesen. Selbst im Wald hatte die Hitze geflirt. Unzählige Glühwürmchen hatten um Mitternacht in der Luft getanzt.

Sie allein waren Zeugen dessen, was dort draußen geschehen war.